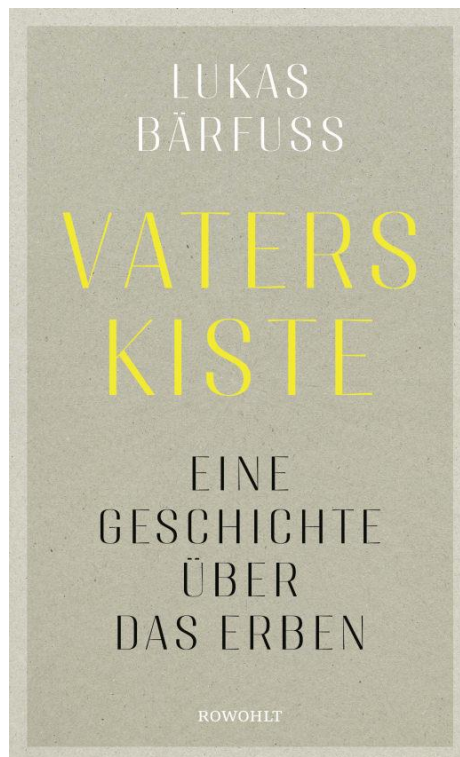


Leseprobe

**Lukas Bärfuss**  
***Vaters Kiste.***  
***Eine Geschichte über das Erben***

Rowohlt Buchverlag, Hamburg 2022  
ISBN 978-3-498-00341-8

S. 7-19, 27-29



**Beim** Aufräumen war eine Kiste übrig geblieben. Aus einer dunklen Wohnung in den Bergen hatte ich sie vor fünfundzwanzig Jahren zu mir an die Dufourstrasse getragen und ungeöffnet verstaut, bis ich an die Aarwangen- und später an die Bertastrasse gezogen war. Von dort trug ich die Kiste an die Straßen der drei Gottheiten Apollo, Minerva und Neptun, schließlich in einem heißen Sommer an den Mühlebach, dann hinauf an die Asyl-, ein paar Monate an die Witikonstrasse, und jetzt schließlich zu mir, in diese gute Stube. Da stand sie nun. Eine gewöhnliche Bananenschachtel der Del Monte Company. Und ich wusste nicht, was ich mit ihr anfangen sollte.

Die Kinder waren groß geworden, ein neuer Lebensabschnitt kündigte sich an und forderte Platz. In der Wohnung lag das Treibgut der vergangenen Jahre, Zeugs, das nun ohne Zweck und Verwendung war und gesichtet, bewertet, weggeworfen oder eingelagert werden musste. Ich ging alles gründlich durch, begegnete dabei meinen Liebsten, den Jahren des Erwachsenwerdens, meinen ersten Schritten in der Kunst, den Zäsuren: Heirat, Geburt, Krankheit, Scheidung, Tod, und ich begegnete vor allem mir selbst.

Ich weiß nicht, wie weit mich bei diesem Reinemachen die

eigene Sterblichkeit drängte. Ein Freund war erkrankt, mitten im Leben, unrettbar, er verschied bald darauf. Die Männer in meiner Familie hatten kein hohes Alter erreicht, schon bald würde ich die meisten an Jahren eingeholt haben. Anzeichen, dass es mit mir zu Ende ging, gab es keine. Mit meiner Gesundheit war ich zufrieden, trotzdem fragte ich mich, ob etwas in mir wusste, dass meine Stunden gezählt waren, und mich deshalb zum Reinemachen zwang. Meine Ärztin, die ich mit meinen Sorgen behelligte, bescheinigte nach einer eingehenden Untersuchung meine tadellose Verfassung. Ich sei bloß ein bisschen angespannt. Wie mit allem könne man es auch mit dem Aufräumen übertreiben. Ausgleich und Bewegung solle ich nicht vergessen und mir gelegentlich eine Pause gönnen. Die Zeiten seien hart genug.

Ich war erleichtert, wenigstens ein bisschen. Aber mit meiner Kiste half mir das nicht. Sie war das einzige Zeugnis eines Mannes, von dem es hieß, er sei mein Vater gewesen. Wie die meisten Menschen meiner Kindheit war er fast spurlos verschwunden. Von meiner Mutter besaß ich ein halbes Dutzend Bilder, von meinem Vater dasselbe, und auch von meinem jüngeren Selbst gab es keine Lebensspuren, keine Alben mit hübschen Familienporträts, keine Basteleien aus dem Werkunterricht. Von ehemaligen Lehrerinnen erhielt ich gelegentlich Klassenfotos zugeschickt, einmal auch eine Tüte mit alten Schulheften. Aber sonst war nichts geblieben, keine Möbel, kein Schmuck, keine Bücher, obwohl die Hälfte meiner Verwandtschaft unter dem Boden lag. Einen Teil meiner Jugend hatte ich auf der Straße verbracht, ohne feste Adresse, und wer ohne Haus ist, ohne Wohnung, der trägt keine Akten mit sich, keine Erinnerung und an Papier nur, was er sich in kalten Nächten unter den Pullover stopfen

kann. Deshalb war meine Kindheit bloß in Bruchstücken greifbar, und eines dieser Bruchstücke, ein wesentliches, war diese Kiste. Sie war ein Kuriosum, eine Anomalie, ohne Zweck oder Verwendung. Und doch enthielt sie einen Teil meiner Herkunft und ein Kapitel meiner Geschichte, aber da ich alles getan hatte, um eben dieser Herkunft oder Geschichte zu entkommen, hatte ich es vermieden, mich näher mit ihr zu befassen. Ich kannte ihren Inhalt, jedenfalls hatte ich das in den vergangenen fünfundzwanzig Jahren geglaubt und keine Notwendigkeit gesehen, meine Annahme zu überprüfen.

Aber nun packte mich eine gefährliche Neugier. Ich konnte die stumme Präsenz der Kiste nicht mehr ertragen, es war das Schweigen über meinen Vater, das ich darin hörte. Und ich wollte nicht, dass dieses Schweigen eines Tages auf meine Kinder überging. Es war meine Verantwortung, der Kiste einen Platz zu geben, im Tresor, im Giftschrank oder auf dem Müll. Mit dem Erbe ging es mir wie allen: Eines Tages musste sich jeder darum kümmern.

Aber das hieß, dass ich die Kiste öffnen und mir den Inhalt näher ansehen musste. Davor fürchtete ich mich, jedenfalls dachte ich nur mit Widerwillen daran. Das lag an der Geschichte, die mit dieser Kiste verbunden war.

**In** jenem Dezember vor fünfundzwanzig Jahren war ich im Norden Kameruns, in Waza, einem Reservat an der Grenze zum Tschad. Sudan-Sahel-Zone, staubtrocken, der letzte Regen war vor zwei Monaten gefallen, der nächste erst in einem halben Jahr zu erwarten. Die Elefanten hatte ich gesucht und gefunden, ferner Giraffen, Thompson-Gazellen, Büffel, ge-

fährlich, weil sie sich in Herden bewegen, und ich hatte die Spur eines Löwen gesehen.

Wir waren in einem bordeauxroten Opel Kadett unterwegs, für die Gegend mehr als ungeeignet, ein Witz, und doch der einzige Wagen, der sich hatte auftreiben lassen.

Unser Fahrer, ein schwerer Mann mittleren Alters, war verschnupft, ein vollgerotztes Kleenex nach dem anderen warf er in die Savanne, zog eine weiße Spur hinter sich her, und als ich ihn in meinem westeuropäischen Umweltdünkel auf die Unschicklichkeit hinwies, griff er sich einen Stock und stopfte die Zellulose in die Ritzen der ausgetrockneten Erde, bis sie verschwunden waren.

In der Trockenzeit wuchs in der Savanne bloß ein dürres Kraut mit holzigen Stängeln, quadratkilometerweit. Die heiße Luft über der Ebene malte Schlösser in den Horizont, hier und da Büsche, Schirmakazien, darin Hirsefresser, eine Meisenart, die ihre Nester in Form von Körben in die Bäume webt, Termitenhügel noch und noch.

Irgendwann hatten wir einen Platten. Aber wir hatten keinen Ersatzreifen, und so verbrachte ich eine unbequeme Nacht unter dem afrikanischen Himmel, mit zwei schnarrenden Männern in einem Opel Kadett. Unweit brüllte ein Löwe, und ich erinnere mich, wie ich den Knopf herunterdrückte, mit dem man die Autotüre von innen schließt, und ich weiß nicht, ob ich damals lachen musste bei der Vorstellung, ein Löwe könnte eine Autotür öffnen, jedenfalls kam noch in der Nacht ein Wagen vorbei, der uns zurück ins Resort brachte.

Die Elefanten waren früher am Tag am Horizont sichtbar geworden als Staubwolke, und der Fährtenleser versprach, dass sie im Laufe des Tages bei der Wasserstelle ankommen

würden. Dort saßen die barhäuptigen Geier, Geschöpfe aus einer anderen Zeit und in einer anderen Zeit, mächtige Tiere, leicht in der Luft, aber schwer, sobald sie den Boden berührten. Irgendwo ein Gerippe.

Und dann erschienen sie vor mir, die grauen Ungetüme, Fressmaschinen, die sich mit diesem Stroh begnügen mussten, von hier nach dort zogen, Kühe mit ihren Kälbern, Kreaturen, wie sie fremder nicht sein konnten, und gerade diese Fremdheit entfachte meine Bewunderung und mein Entzücken. Es kann sein, dass dieses Gefühl ein koloniales war, eines der Eroberung und der Entdeckung, aber ich kann nicht behaupten, dass ich mich wie ein Eroberer oder wie Entdecker gefühlt hätte, eher wie ein Niemand, der keine Ahnung hatte, was er hier wollte. Ich hatte Heimweh, und ich war ziemlich weit weg von Zuhause, wo niemand auf mich wartete, kein Arbeitgeber und keine Schule, keine Eltern, höchstens ein paar Freunde, die gewiss eine Weile ohne mich auskamen.

Das Campement verlassen, die Boukarous leer und ich der einzige Gast an jenem Abend. Touristen hatte man lange keine gesehen. Die Gegend war unsicher. Nach dem Essen setzte ich mich auf einen Felsen. Über mir das Sternenzelt, die Luft klar, die Milchstraße, wie ich sie noch nie gesehen hatte, ein kleiner europäischer Mann, der sich entschieden hatte, Schriftsteller zu sein, ohne Idee, wie er das werden konnte, ein Moment der Verlorenheit, der mich auf rätselhafte Weise mit dem Universum verband, dessen einzelne Teile, die Sterne, die Erde, die Menschen, die Tiere, so verloren waren, wie ich es war.

Ich bin nicht sicher, was in jener Nacht geschah, aber auf einmal packte mich die jähe Erkenntnis, dass meine Zeit

hier abgelaufen war und ich zurückkehren musste, in meine Welt, zu meinen Aufgaben. Ich musste mich um mein Leben kümmern, um meine Probleme. Es wurde eine unruhige Nacht, ich konnte kaum den nächsten Tag abwarten, um mich schleunigst aus diesem Staub zu machen.

Früh am nächsten Morgen machte ich mich auf den Weg, zuerst zurück nach Maroua. Bis Yaoundé, in die Hauptstadt, waren es anderthalbtausend Kilometer, von denen die Hälfte in einem überfüllten Toyota HiAce zurückzulegen war, auf einer Straße, die nur gelegentlich diesen Namen verdiente. Am gefährlichsten waren ausgerechnet die asphaltierten Strecken. Dort drückte der Fahrer das Gaspedal durch, obwohl im Belag Löcher so groß wie Badewannen klafften, und ich erinnere mich, wie im Radio der Koran rezitiert wurde, und ich erinnere mich, wie in einem Stück Wald, den die Straße passierte, ein Feuer ausgebrochen war, weshalb sich viele Tiere, vor allem Vögel, darunter eine Art mit türkisblauem Gefieder, auf den Asphalt geflüchtet hatten, und wie der Fahrer trotz der Tiere nicht vom Gas ging, und ich erinnere mich an ein flappendes Geräusch und an den Geruch brennenden Holzes.

Dann die Fahrt über die Bénoué-Ebene, die Falaise hinauf, die Steigung, die auf das Hochland führt, nach Ngaoundéré, Endhaltestelle der kamerunischen Eisenbahnlinie, eine Stadt, in der morgens Nebel liegt und die Mototaxifahrer eingepackt in Arktisjacken durch die Straßen fahren, die Kapuzen bis zur Nase zugeschnürt. Die Nächte waren kalt in dieser Gegend, Dunst hing zwischen den Häusern, und am Bahnhof bestieg ich den Zug, bezog mein Abteil und fuhr in einer Nacht weiter in den Süden, nach Yaoundé, in die Hauptstadt, zu meinen Freunden am Theater.

Dort erwartete mich eine Nachricht. Es war das letzte Jahrzehnt der Faxgeräte. Ich erkannte auf der Stelle die Handschrift meiner Mutter. Leider sei der Vater verstorben. Das Schreiben war drei Wochen alt. Ich machte einige Anrufe in die Heimat, erhielt aber auf meine Fragen keine Antworten, und weil die Gespräche teuer waren, verschob ich die Klärung und machte mich bereit für die Abreise.

Zu Hause lag Schnee, ein klarer, kalter Winter, das neue Jahr war kaum eine Woche alt, und ich begann, die Asche meines Vaters zu suchen. Die Verwandten hatten sich um nichts gekümmert, niemand wusste etwas von einer Bestattung. Mein Vater war das schwarze Schaf der Familie gewesen, und nicht einmal mit seinen sterblichen Überresten wollte man etwas zu tun haben. In seiner Jugend hatte er ein paar krumme Dinger gedreht, war dafür nach Witzwil und auf den Thorberg gewandert, in die Gefängnisse, die bei uns noch Zuchthäuser hießen. Das wurde er ein Leben lang nicht los, auch wenn er nach dem Knast ein ordentliches Leben zu führen versuchte, in der Gegend blieb und sich mit einer bescheidenen Existenz als Kellner in mittleren Gasthöfen begnügte.

Ich fand die Verachtung für den Vater kleinlich; schließlich war er tot und tat keinem mehr etwas zuleide. Aber ich stand in der Pflicht, der Hinweis der Verwandten, zuerst habe ein Sohn sich um seinen toten Vater zu kümmern, war nicht von der Hand zu weisen. Auf eine gewisse Weise, die ich zum ersten Mal erlebte, war ich für eine Sache wirklich verantwortlich. Es schien in der Natur selbst zu liegen, in meiner Existenz als Mensch, dass ich den Totendienst leistete und der Pflicht gegenüber meinen Ahnen gerecht wurde. Aber dazu brauchte ich zuerst seine Asche.

Die letzte Zeit seines Lebens hatte er auf der Straße ge-



lebt und war in den kalten Nächten im Durchgangsheim der Heilsarmee untergekommen. An einem Dienstagvormittag Anfang Dezember war er in der Nähe des Bahnhofs zusammengebrochen. Der Infarkt riss ein Loch in sein Herz, das er keine Minute überlebte. Das Krankenhaus, wohin man ihn brachte, arbeitete mit mehreren Bestattern zusammen, wie man mir mitteilte, aber sie konnten nicht sagen, bei welchem die Urne meines Vaters herumstand, bloß eine Liste gab man mir, und ich hatte ein paar seltsame Anrufe zu machen, ein Sohn, der nach den Überresten seines Vaters suchte, irgendwie peinlich.

Irgendwann fand ich die Urne. Ich brachte sie zurück an den Ort, wo er seine letzte Wohnung hatte, in den Bergen, am Ende eines Tals. Wir waren zu viert, wenn ich mich recht erinnere. Es war kalt, Januar, klirrend, übel. Kein Pfarrer sprach, nur ich fühlte mich bemüßigt, einige Zeilen aus dem Hiob zu lesen, die Verse 23 bis 31 aus dem Kapitel 30, die ich auch auf das Leidzirkular hatte drucken lassen. «Mein Inneres kocht und kommt nicht zur Ruhe, mich haben die Tage des Elends erreicht. Geschwärzt, doch nicht von der Sonne gebrannt, stehe ich auf in der Gemeinde, schreie laut. Den Schakalen wurde ich zum Bruder, den Straußenhennen zum Freund.» Ziemlich unpassend zum Abschied, aber zum Trost war ich nicht aufgelegt. Als ich die Urne endlich in die Nische gestellt hatte, empfand ich eine große Erleichterung. Der Alte hatte einen Platz gefunden, hier mochte er bleiben, ungestört bis in alle Ewigkeit, auch wenn diese Ewigkeit kürzer ausfallen sollte, als ich damals dachte. Seine restliche Habe stand im Treppenhaus eines öden Wohnblocks am Rande der Siedlung. Kleider, Schuhe, persönliche Effekten, nichts von Wert, keine Möbel, die hatte der Vermieter zur Verwertung behalten. Mein Vater

war über Monate die Miete schuldig geblieben, wie mir der brave Mann mit Tränen in den Augen eröffnete.

Er konnte nicht verstehen, wie ein liebenswürdiger Mensch wie mein Vater gleichzeitig so unzuverlässig sein konnte. Wie oft habe er die ausstehende Miete versprochen, wie oft habe er selbst ihm geglaubt, eine weitere Frist eingeräumt, bis ihm der Kragen geplatzt sei und er den Säumigen auf die Straße gestellt habe, was er nun bitter bereute. Seinetwegen habe mein Vater als Obdachloser sterben müssen.

Ich ließ den Mann in seinem Selbstmitleid allein, packte das Zeug in Andys Saab, und so fuhren wir zu mir an die Dufourstrasse, wo ich eine Erzählung schrieb, die ich meinem Vater widmete, und die nichts zu tun hatte mit ihm oder mit mir oder mit dem, was geschehen war.

Das Erbe schlug ich natürlich aus, ich war ja nicht verrückt. Mit einem Brief an den Regierungsstatthalter teilte ich der Öffentlichkeit mit, dass ich auf alle Ansprüche verzichte.

**Und** so blieb mir allein die Kiste. Die Asche meines Vaters hatte ihren Ort gefunden, aber dieses Zeug hier, das hatte kein Zuhause. Die Kiste gehörte zu mir und gehörte doch nicht zu mir, sie gehörte mir und gehörte doch nicht mir. In den vergangenen Jahrzehnten hatte ich mich davon emanzipiert, von diesem Elend, aber bevor ich mich endgültig von ihr und ihrer Geschichte befreien konnte, musste ich mich ihr stellen, und das hieß, einen Blick hinein zu wagen. Noch zögerte ich, denn ich hatte von gewissen Büchsen gehört, die man besser verschlossen hielt, jene der Pandora zum Beispiel.

Manche Behältnisse waren gefüllt mit allen Übeln, die dann entweichen würden, aber ich fand auch, dass antike Mythen mir in dieser Sache nicht behilflich sein würden und Aberglaube lächerlich und unvernünftig war.

**Schließlich** machte ich mich an die Examination. Gummihandschuhe zog ich keine an, obwohl sie bereitlagen, eine volle Schachtel der Marke *sempercare, single use examination gloves, latex-free*, in der Farbe Himmelblau. Wir gingen durch eine Pandemie, deshalb hatte ich sie gekauft und nie gebraucht.

Die Kiste war staubig, schmutzig, sie roch muffig, aber der Inhalt war trocken und ohne Wurmfraß. Zuoberst fand ich das grüne Mäppchen mit dem Leidzirkular, das ich damals verfasst und nach der Totenfeier achtlos in die Kiste geworfen und vergessen hatte. Ich fand das Fax, mit dem mich meine Mutter über Vaters Tod unterrichtet hatte, die Liste mit den Bestattungsunternehmen – aus den Dokumenten sprach eine vergangene Zeit, eine ferne Epoche, das zwanzigste Jahrhundert in seinem letzten Jahrzehnt. Technologisch, sozial, kulturell lebte ich in einer anderen Welt als der junge Mann von damals.

Darunter war sie tatsächlich gefüllt mit vielen Übeln. Ritter, Tod und Teufel erschienen hier in Gestalt von Zahlen und Briefköpfen: Bezirksrichteramt, Konkursrichteramt, Arbeitslosen- und Amtersparniskassen, Fürsorgeämter, Justizvollzugsorgane mit ihren spezifischen Textsorten, den Pfändungsankündigungen, den Rechtsöffnungen, den Schuldscheinen.

Ich kannte das alles gut, nur zu gut. Als wären diese Brie-

fe nicht an ihn, sondern an mich adressiert, so kam es mir manchmal vor, und ich musste zwei Mal hinschauen, ob mein Vater oder ich selbst der Adressat war. Nur der Vorname unterschied uns. Genau in jenen Jahren drohte auch ich in Schulden, Armut und Kriminalität unterzugehen. Wie er war auch ich in meiner Existenz gefährdet, ich hatte keine Sicherheit, keine Rücklage, kein Fangnetz und niemanden, der sich für mich eingesetzt hätte. Wie mein Vater lebte ich am Rande dieser Gesellschaft, was mich nicht grundsätzlich störte, ich war nicht unglücklich. Und doch war mir in jedem Augenblick bewusst: Ein kleines Malheur, ein läppischer Unfall, eine zufällige Aufgreifung, ein ungeplantes Verhör, und ich hätte mich unrettbar verheddert, wäre im Bau gelandet, in einer Zelle, einem Zimmer, einer Kammer, als Fall, als Krankengeschichte, als Aktennotiz, untauglich für die weitere Verwendung in der Gesellschaft, wie es entsprechend im Dienstbüchlein der Schweizer Armee hieß. Auf Mitleid oder Verständnis oder Gnade konnte ich hoffen, aber zur Hoffnung war ich nicht dumm genug. Die Familie würde nicht helfen, und der Sozialdienst schon gar nicht.

Mit fünfundzwanzig hatte ich weder Ausbildung noch Zeugnisse, dafür hatte ich einen halben Jahreslohn Schulden und den Umgang mit Mahnstufen gelernt. Alles bis zur zweiten Erinnerung war harmlos, ab der dritten wurde Handeln erforderlich. Ich stotterte ab, zahlte die Raten so pünktlich wie möglich, hielt mich an die Kontrakte. Das garantierte keine Rettung. Es konnte mich trotzdem erwischen, aber ich lernte, wie sich das Risiko vermindern und die Chancen erhöhen ließen, meiner Bestimmung zu entkommen, meiner Herkunft, dem Knast, dem Schuldturm, der Klinik und dem Friedhof, wo ein guter Teil meiner Leute mittlerweile gelan-

det war. Korrekturen waren wirksam, aber nicht allmächtig. Ich durfte keinen Bogey machen. Fehler waren verboten. Sie hätten mich umgebracht.

Schwer klebten die Schulden an meinen Füßen, weit und dornig war der Weg in eine ordentliche Existenz. Irgendwann hatte ich eine Stelle als Buchhändler gefunden, verdiente lausig, weil mir das Diplom fehlte, aber zum ersten Mal im Leben hatte ich ein regelmäßiges Gehalt und eine Arbeit, die ich sogar mochte. Bis Mitte zwanzig stotterte ich Altlasten meiner verdorbenen, verschenkten Jugend ab, tat ich alles, um meiner Herkunft zu entkommen. Und es gelang mir. Ich erschrieb mir einen eigenen Namen, forderte die Deutungshoheit über mein Leben und traf auf Menschen, die zu meiner Wahlverwandtschaft wurden. Ich hielt mich für ein Glückskind, weil ich mit der Literatur etwas gefunden hatte, das ich nie erschöpfen würde, das mich herausforderte und begeisterte und schließlich sogar ernährte. Aber nun stand diese Herkunft wieder da, vor mir als hässliche Kiste, als Kiste der Armut. Und ein Teil von mir war da immer noch zu Hause. Ich kannte die verzweifelten Überschlagsrechnungen auf den Notizblöcken, die Einkaufszettel mit den verfügbaren Beträgen für die Woche, damit man nicht verführt wurde vom Angebot und sich streng an Kartoffeln, Teigwaren und Konservenfleisch hielt – all dies wiederzusehen schnürte mir das Herz ab, und ich fühlte einen Kloß im Hals, die Angst und die lebendige Erinnerung, wie sich ein solches Leben anfühlte, ein Leben im Dreck, in der Armut, am Abgrund, ein Leben, dem ich nur um Haaresbreite entkommen war, mit Arbeit und mit Glück – äußerlich entkommen, gewiss, es ging mir gut, wie gesagt, ich hatte mich nicht zu beklagen, aber ein bitterer

Rest war geblieben, ein Geschmack im Mund, die Aversion gegen kalte Nächte, die Demütigungen, die Verachtung der Menschen, das war alles da, lebendig vor mir und in mir. Du kriegst den Jungen aus dem Schuldturm, aber niemals den Schuldturm aus dem Jungen.

Flucht vor der Herkunft – das schien mir jetzt wie eine Illusion. Das Versprechen hatte es immer gegeben, das wohl, meine Kultur begann damit. Der biblische Stammvater Abraham verließ auf Befehl Gottes seine Heimat, die Stadt Ur in Chaldäa. «Geh fort aus deinem Land, aus deiner Verwandtschaft und aus deinem Vaterhaus in das Land, das ich dir zeigen werde! Ich werde dich zu einem großen Volk machen, dich segnen und deinen Namen groß machen.»

Nun hatte ich keinen göttlichen Auftrag erhalten, und ein großes Volk musste ich nicht unbedingt werden, aber diese Geschichte war mir von Kind auf bekannt und hatte sich mir eingepägt. Die Kirchen waren angezählt, aber ihre Macht und ihre Erzählungen dauerten fort. Um einen Namen zu erlangen, musste ein Mensch seine Verwandtschaft verlassen. Fluchtgeschichte und Heilsgeschichte gingen ineinander über. Aber wenn es diesen Abraham wirklich gegeben hatte, dann war es bestimmt kein Gott gewesen, der ihn vertrieb, nein, die Gründe dafür waren gewiss dieselben wie heute: Verfolgung, Hunger und Not. Auch heute erhofften die Menschen im neuen Land ein Leben in Sicherheit und Wohlstand und fanden wie Abraham oft nur das alte Elend in neuer Form. War es Abraham denn gut ergangen in seiner neuen Heimat, war er seine Geschichte losgeworden? Eheprobleme, Untreue, ein Kind mit einer anderen Frau, schließlich eine Psychose, die ihn seinen Sohn auf einen Berg bringen ließ, um ihn umzubringen, brennende Dornbüsche, Opferfeuer,

rackerte und immer den Weg zurück von den Ausflügen ins abschüssige Gelände fand. Aber vor allem, und das wusste ich sicher, hatte sie diesen Mann geliebt, und vermutlich liebte sie ihn immer noch. Als ich größer wurde und äußerlich meinem Vater zu ähneln begann, zerbrach ein Teil ihrer Rüstung. Mit mir hatte sie täglich das Begehren und die Gefahr vor Augen, die mein Vater darstellte, und ich höre sie noch, wie sie im Bahnhof auf dem Weg hinauf zu den Gleisen beteuert, er war wundervoll, er hat mich auf Händen getragen, ich wäre bei ihm geblieben, wenn er aufgehört hätte mit diesen Sachen. Sie sagte es, als sei ich er, als sei die Zeit zurückgedreht. Mich betrafen diese Geschichten wenig, ehrlich gesagt. Ich war mit den eigenen und vor allem mit ihren Katastrophen beschäftigt, nicht mit dem vergangenen, sondern dem aktuellen Unglück, und dafür machte ich sie verantwortlich. Meine Mutter reagierte gefährlich. Ich musste auf der Hut sein. Und schließlich weggehen und mich ihrem Einfluss entziehen.

**Für** diese Geschichte schämte ich mich nicht, aber ich behielt sie meistens für mich. Wenn ich darüber sprach, dann verkürzte, verdichtete, erweiterte, kurzum, gestaltete ich diese Geschichte, fasste zusammen, bis sie nur noch entfernt dem glich, was ich empfand und was ich erlebt hatte. Das war notwendig. Die Einzelheiten waren unzumutbar, die großen Zusammenhänge zu weitläufig. Die Kürze störte mich nicht. Ich litt nicht darunter. Ich dachte, es würde eines Tages Gelegenheit geben, die ganze, die große, die richtige und vollständige Geschichte zu erzählen. Wann dieser Tag kommen würde, war nebensächlich. Die Zeit war auf

meiner Seite. Ich wollte meine eigene Geschichte schreiben, als Schriftsteller, aber noch hielt ich mich nicht für reif genug, diesem Übel eine Richtung zu geben, dem Zufall der Herkunft einen Sinn abzutrotzen, aus diesem Schrecken einen Gewinn zu ziehen. Und genau das war die Aufgabe. Eine Geschichte erzählen, das bedeutete zuerst, sich einer Verwandlung zu unterziehen. Sie konnte retten oder vernichten, weder für das eine noch für das andere gab es eine Garantie. Lange hielt ich den Schaden für wahrscheinlicher, und war nicht bereit, dieses Risiko einzugehen, hielt mich nicht für stark genug, und jetzt, da ich es war und ich diese Geschichte hätte erzählen können, gab es keine Notwendigkeit mehr dafür.

Manche Kisten öffnet man nicht einfach so, und ein Widerwille gegen die Herkunft befahl mich – nicht gegen meine eigene, nein, gegen die Idee der Herkunft als solcher, diese Obsession, sich über seine Vorfahren zu definieren. Sollte ich die Kiste einfach wegwerfen? Das wäre vernünftig gewesen. Fünfundzwanzig Jahre lang hatte ich sie nicht angeschaut. Sie war mehr Symbol als ein Archiv, ich erwartete vom Inhalt keinen Aufschluss, keine Erkenntnis, ich hätte sie ohne Verlust vernichten können, mehr noch, wenn sie in fremde Hände gekommen wäre, dann hätte sie Schaden anrichten können. Diese Kiste musste man lesen können, und auf eine eitle Weise hielt ich mich für den Einzigen, der dazu in der Lage war. Ich besaß die Informationen, die nötig waren, um diese Dokumente zu entschlüsseln, und war damit gleichzeitig Zeuge der Ereignisse und ihr Archivar. Beide, Zeuge und Archivar, bestanden darauf, die Kiste zu behalten. Die Spuren jener Zeit waren rar, und was selten ist, so die Logik, musste kostbar sein. Aber je länger ich mir darüber den Kopf zer-



brach, umso rätselhafter wurde ich mir selbst. Diese Kiste stellte Fragen, und die wichtigste, die ich nicht beantworten konnte, war jene nach der Familie. Warum glaubte ich, zu dieser Familie zu gehören? Warum fühlte ich mich meinen Eltern verpflichtet? Sie hatten mir meine Existenz geschenkt, keine Frage, aber darüber hinaus hatte ich ihnen nur die negativen Beispiele zu verdanken. Als ich die Prüfung für das Lehrerseminar bestand, was mit meiner Schulbildung ein Wunder war, unterschlug meine Mutter die Stipendiengelder, haute ab, und ich landete auf der Straße. Mein Vater hatte mich besser behandelt, ihm war ich gleichgültig gewesen, er hatte sich nie für mich interessiert. Meine Eltern hatten mich geprägt durch ihr negatives Beispiel, nie hatte ich von meiner Familie etwas anderes erwartet als Ärger und Probleme, und ich schien, wenn ich die Bücher las, nicht der Einzige zu sein. Und wenn ich hörte, dass sich die Menschenrechte auf die Familie bezogen und die Familie die natürliche Kernzelle der Gesellschaft sei, dann war klar, warum es eben dieser Gesellschaft so dreckig ging. Was war also das Problem mit der Familie?

**In** der römischen Zeit bezeichnete *Pater Familias* den Herrscher einer sozialen und wirtschaftlichen Gemeinschaft, die nicht nach Abstammung definiert war. Diesem *Pater* gehörte Vieh, Frau, Kinder, Versklavte, über die er frei bestimmen konnte. Er war Richter und Henker seiner Sippe. Die Zwölf-tafelgesetze, der wichtigste juristische Kodex aus dem vierten Jahrhundert vor Christus, gaben diesem Familienvater mit der *vitae necisque potestas* die Macht über Leben und Tod aller, die ihm unterstanden, Frauen, Kinder, Versklavte.